

3 Bogen Preis
Die Halle und Giebelsäule 9,50 Mark.
Der Rest des Bogen 2 Mark für das Vierteljahr.
Die halbe Bogen kostet 1,25 Mark.
Gratis: Beilagen:
1. Monatsheft des Deutschen Couriers.
2. Anzeiger für die Provinz Sachsen.
3. Nachrichten für den Sachsen-Anhalt.
4. Nachrichten für den Provinz Sachsen.
5. Nachrichten für den Provinz Sachsen.

Morgen--Ausgabe.

Angewandte Gelehrten
für die fängigsten Beilagen oder deren Raum
für die Halle 10 Pfennig, für den Rest 20 Pfennig.
Beilagen am Ende des ablaufenden Monats die Halle
40 Pfennig.
Anzeigen-Ansätze bei der Expedition und allen Annoncen-
Expeditoren.
Gernsprechend mit Berlin, Leipzig, Wagnitzburg.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 395. — Jahrg. 190. Halle a. S., Donnerstag 25. August 1898. Beilagen 3. Exemplare: Halle a. S., Leipzigerstr. 57.
Berliner Bureau: Berlin SW., Bernburgerstr. 3.

Deutsches Reich.

* Wie der „Polit. Korresp.“ aus Cairo gemeldet wird, soll dort der Kaffee nach den nunmehr bekannt gewordenen Dispositionen gegen den 8. November eintreffen. Sein Aufenthalt in Ägypten wird acht Tage dauern.

* Der türkische Botschafter in Berlin, Tewfik Pascha, hat sich zu kurzem Aufenthalt nach Heringdorf begeben, um das Stad und dessen Umgebung kennen zu lernen. Wenn einzelne Blätter Nachrichten bringen, der Botschafter werde das türkische Gefolge des Kaisers in Palästina führen, so können wir, das bindende Versprechen darüber noch nicht gefasst sind.

* Bisher ist am arabischen Hof keine Nachricht eingetroffen, daß der deutsche Kaiser anfänglich seiner Palästinareise in Ägypten einen Besuch abgeben werde.

* Von der Heise des Prinzen Heinrich wird aus Petersburg weiter berichtet:

Während des Aufenthalts auf der Koffalawer Nische folgte Prinz Heinrich mehrfach Einladungen der örtlichen Behörden und sah den General Subbotin und den Kommandanten von Koffalawer mit ihren Damen als Gäste bei sich auf der „Deutschland“. Das Gefängnis und das Krankenhaus Lamari verließ Prinz Heinrich Koffalawer und kam in Wladivostok an. Auf seinem weiteren Verzuge gelangte der Prinz am 22. August in Symerin an und wurde von dem Herzog-Regenten auf dem Bahnhofs empfangen. Prinz Albert wird mehrere Tage im großherzoglichen Schloß wohnen und täglich des Morgens in das Landvergehländ fahren.

* **Geldbeschränkungen.** Gelegentlich einer Ausdehnung des landwirtschaftlichen Vereines für Rhein-Elben fand ein Antrag zur Veranlassung, wonach ein Einfuhrzoll der Getreideverhütung werden sollte, damit in Zukunft nie mehr während der Getreide Geldbeschränkung mit internum landw. Betrieb abgelehrt werden und daß überhaupt nie ohne vorheriges Einverständnis mit den von der Verhütung betroffenen Gemeinden und größeren Grundbesitzern beratige Maßnahmen von Seiten der Militärbehörden getroffen werden dürfen. Der Regierungsvorsteher, Ministerialrat Braun, Vorsteher der „Oberen landw. Behörde“, erwiderte nach der „L. N.“ etwa folgendes:

Die Erregung des Antragstellers und der landwirtschaftlichen Bevölkerung der Getreideverhütung ist vollständig berechtigt; man möge ja nicht glauben, daß die großherzogliche Regierung in dieser für die Landwirtschaft so wichtigen Angelegenheit nichts getan hätte. Leider seien die Schritte, die die großherzogliche Regierung im Sinne der Humanisierung der Getreideverhütung gehen, nur von geringem Erfolg gewesen. Er könne die Erklärung abgeben, daß die Regierung getrieben sei, energisch vorzugehen, sie könne noch viel weiter, als es der Antragstiller verlange, sie wolle überhaupt den Getreideverhütung in Gegenwart mit internum landwirtschaftlichen Betrieb ein Ende machen.

* Herr Eugen Wolff wiederholt nochmals seine schon mitgetheilte Behauptung, die „L. N.“ schreibe nämlich ein am 23. August von Herrn Wolff erhaltenes von Schiller ein am 23. August Dienstag aufgegebenes Telegramm, in welchem Herr Wolff, nachdem er nunmehr den Vorfall der von Herrn Dannhauer in „Sofalawer“ veröffentlichten Denunziation kennen gelernt hat, erklärt, daß er nicht ein Amt angeht, noch eine amtliche Bestätigung abgeben noch endlich Gefangene freigesprochen habe. Die Erklärung des Herrn Dannhauer sei vielmehr eine pure Fiktion. Herr Eugen Wolff wiederholt sich, daß eine amtliche Unterdrückung der Angelegenheit statthände, und wird seine auf die Missionsarbeit bezüglichen Tagesblätter, die er sich erst nachsenden lassen muß, sofort nach Empfang veröffentlicht.

Der Wunsch des Herrn Wolff nach amtlicher Untersuchung wird bekanntlich in Erfüllung gehen. Uebrigens muß doch vorläufig darauf aufmerksam gemacht werden, daß es sich keineswegs um die Erzählung des einzigen Herrn Dannhauer handelt, sondern um Aussagen verschiedener Missionare.

* Wir haben dieser Tage auf die überaus nachahmenswerthe Einrichtung verschiedener Fabrikan in rheinischen Industriezweigen hingewiesen, die für unbeschäftigte Arbeiter unter 25 Jahren einen Sparvertrag in den Arbeitsstunden eingeführt hatten und hatten dort zugleich das laut gemordete Bedenken zum Schmelzen gebracht, als ob die Einbehaltung der Lohnsätze zu diesem Zwecke und die Sperrung der angestammten Gelder bis zum 25. Beisehjahr auch für die Fälle, wo die Arbeiter das betreffende Unternehmen verlassen, mit dem § 115 der Gewerbeordnung in Uebereinstimmung seien. Auch regierungsseitig sind diese Zweifel inzwischen widerlegt worden. Es kann aber auch ausdrücklich auf die Verhandlungen des Reichstages über die Gewerbeordnungs-Novelle vom Jahre 1891 zu Unterlassung der Festhaltung von der Zulässigkeit solcher Lohnenthalten hingewiesen werden. Die „L. N.“ führen in dieser Hinsicht officios aus:

Der Entwurf zur Novelle, wie er von den verbündeten Regierungen vorgelegt war, enthielt als Aenderung die Bestimmung, daß die Gewerbebetriebe nicht nur verpflichtet seien, die Böden ihrer Arbeiter in Rücksichtigung auszubauen, sondern sie auch in dieser Richtung zu berechnen und zwar zu zahlen. Diese Aenderung war hauptsächlich durch die Erfahrung veranlaßt, daß die Arbeiter in Ost-Preußen die Wohnverhältnisse vielfach in prägnanter Weise in Rücksichtigung ausbauen, indem diese Aenderung in der zur Vorbereitung der Novelle eingesetzten besonderen Kommission erörtert wurde, wurde auch ein Antrag eingebracht, wonach den Gewerbebetriebe keine anderen Wohnabgabe gestellt sein sollten, als auf Grund gesetzlicher Bestimmungen zulässig wären. Aus Anlaß dieses Vorschlags wurde von einem Vertreter der verbündeten Regierungen die gesammte obige Bestimmung dahin interpretiert, daß durch dieselbe Abgabe von Böden 3. B. für Wohnabgabenbeschränkungen der Fabrik, oder Stundung, oder Zurückhaltung eines Theiles des Lohnes (als Skaution) nicht verboten seien. Der Gedanke der Bestimmung ist nur, daß die Arbeiter anhaltenden Gehalts auszubauen. Würde danach nicht die Absicht, welche die Gesetzgeber mit der Bestimmung verfolgt haben, klar sein, so wird sie noch deutlicher aus der dritten Fassung der Novelle im Plenum des Reichstages, wo ausdrücklich festgestellt ist, daß mit dem § 115 die Einbeziehung von durch aus nicht ausgeschlossen seien.

Die oben erwähnten Bestrebungen aufhebung der Wirtschaftlichkeit in Arbeiterkreisen bewegen sich demgemäß durchaus konform mit dem Gesetze.

* Wie den „Sach. Nach.“ aus Berlin mitgetheilt wird, ist im Kaiserlichen Gesundheitsamt kürzlich mit den Vorbereitungen zu einer neuen Ausgabe des deutschen Arzneibuches begonnen worden. Letzteres soll bis 1900 fertiggestellt sein.

* Dem Bundesrathe ist im Anfang des laufenden Jahres ein Entwurf von Apothekern über den Verkehr mit Geheimmitteln in den Apotheken zugegangen.

Nach bemeldeten sollen auf die Verabfolgung von Geheimmitteln die für die Abgabe statt wählender Arzneimittel maßgebenden Vorschriften Anwendung finden. Geheimmittel, über deren Zusammenfügung der Apothekenbesitzer nicht sicher verifizieren kann, daß er die Zulässigkeit der Abgabe im Handverkauf zu beurtheilen vermag, sollen nur auf schriftliche, mit Datum und Unterschrift versehenen Anweisung eines Arztes, Zahnarztes oder Tierarztes verabfolgt werden. Die wiederholte Abgabe war nur auf jedesmal erneute schriftliche, schriftliche oder schriftliche Anweisung zulässig. Außerdem sollte in der Vorlage ein Verzeichnis der vorabig gehaltenen Geheimmittel geführt werden und sollten die Gefäße und äußeren Umhüllungen mit einer Inschrift versehen sein, welche den Namen des Geheimmittels, den Namen oder die Firma des Verfertigers, sowie der Apotheke, in welcher das Geheimmittel verpackt wird, und die Höhe des Abgabepreises deutlich erkennen läßt. Es sollte verboten sein, auf den Gefäßen u. s. w. Anpreisungen, insbesondere Empfehlungen, Behauptungen, gutachtliche Urtheile und Dankungen, zu denen eine Probe oder Schenkung dem Geheimmittel zugestanden wird, anzubringen oder solche Anpreisungen bei der Abgabe von Geheimmitteln auf sonstige Weise mit zu veröffentlichen. Schließlich sollte durch Anordnung der Landescentralbehörden das Feilhalten und die Abgabe bestimmter Geheimmittel verboten und der zulässige Höchstbetrag des Verkaufspreises bestimmter Geheimmittel festgesetzt werden können.

Man hat inzwischen nicht gehört, daß die Angelegenheit im Bundesrathe zu einem Ergebnis geführt ist. Wie aber dem letzten Jahresberichte des deutschen Apothekervereins zu entnehmen ist, hat der Vorstand des letzteren zu der Verordnung an den Bundesrathe ein Eingabe eingebracht.

Danach würde, namentlich da in die in Aussicht genommene Verordnung eine feste Preisbestimmung umgibt, und andererseits die Bestimmung der Zusammenfügung u. s. w. das Mittel nach der jetzt geltenden Rechtsauffassung aus der Reihe der Geheimmittel herausdrückt, eine solche Verordnung ein Schlag ins Wasser sein. Um wenigstens zu einem praktischen Resultat zu gelangen, müßte von Fall zu Fall entschieden werden, ob ein in der Verfertigung gebrachtes Arzneimittel zu den Geheimmitteln zu rechnen ist. Diese Entscheidung könnte aber wieder nicht den unteren Verwaltungsbehörden überlassen bleiben, sondern nur einer Reichsbehörde übertragen werden, welcher die erforderlichen wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse zur Verfügung stehen, was beim Kaiserlichen Gesundheitsamte bei entsprechender Erweiterung durch geeignete Kräfte der Fall sein würde. Ferner müßte die Verpflichtung zur Anlegung des erwähnten Verzeichnisses dem Apotheker nur eine unumgängliche Vernehmung des Sachverständigen auferlegen und ihm immer nur aus der Entscheidung eines freien Gewerbebetriebe heraus und in Abhängigkeit drängen.

Der Vorstand des Deutschen Apothekervereins hat deshalb beim Bundesrathe beantragt, dem Kaiserlichen Gesundheitsamt, welches durch pharmaceutische und medicinische Hilfskräfte zu diesem Zweck zu verstärken sein würde, die Entscheidung, was als Geheimmittel anzusehen ist, zu überlassen und die Verpflichtung des Apothekers zur Führung der Geheimmittelliste aus den Vorschriften zu entfernen. Wie in dem erwähnten Geschäftsberichte hervorgehoben wird, findet diese Auffassung der Sache in juristischen und medicinischen Kreisen Zustimmung.

* Für die Regierungsbezirke Posen und Bromberg werden zwei Handwerker-Kammern mit dem Sitze in Posen und Bromberg errichtet werden.

* Die Handelskammern sind vom Handelsminister aufgefordert worden, ihm thunlichst bald Vorschläge für den Erlass von Bestimmungen über die Grenzen des Klein- und Großhandels nach § 4 des Deutschen Handelsvertrages zu unterbreiten. Nach dem neuen Handelsvertrage sei ein Geschäft in der Unternehmung des Einzelkaufmanns vom dem Verkaufsmann von viel größerer Tragweite, als nach dem bisherigen Rechte. Aus diesem Grunde dürfte die Frage, wie die Grenze zwischen Klein- und Großhandel zu ziehen sei, nicht lediglich der Entscheidung der einzelnen Regierungen überlassen werden; es bedürfte dazu vielmehr bestimmter, allgemein bindender Vorschriften. Der Erlass solcher Vorschriften erweise auch deshalb erforderlich, weil durch § 126 des Gesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898 den Organen des Handelslandes die Mitwirkung bei der Führung des Handelsregisters mit selbständiger Weisungsbefugnis eingeräumt sei und bei dieser Mitwirkung sich fortwährend Meinungsverschiedenheiten zwischen den Gerichten und den Handelskammern über die Grenzen des Klein- und Großhandels ergeben müßten, so lange nicht diese Grenzen in einer besonderen Weise festgesetzt seien.

* Auf das Gesetz eines Arztes auf Einführung nächstfolgenden Telephondienstes in den Großstädten hat das Reichspostamt unter dem 1. d. M. folgende Antwort ertheilt: „Der Antrag auf Einführung des Telephondienstes in den Fernverkehrs-Vermittlungsanstalten großer Städte wird bei der abschließenden allgemeinen Neuregung des Fernsprechwesens als Material benutzt werden.“

Im Jahre 1898 hat das Reichspostamt, welches von den Zeitungs-Verkaufswesen neben dem Abonnementbetriebe zu zahlen ist, wenn die betreffenden Zeitungen durch die Briefträger nicht mit überbringen lassen, hat jetzt das Reichspostamt eine Verbesserung eingeführt. Dieser mußte beim Bestellen von Zeitungen das Bestellen nicht für den ganzen Zeitraum, für welchen der Abonnementpreis für die Zeitungen entrichtet werden muß, auch dann voll gezahlt werden, wenn die Postlieferung nicht gleich mit Beginn der nach dem Postzeitungsverzeichnis festgesetzten Zeitungen erfolgt, sondern erst später, also vielmehr um die Mitte des Monats, Quartals oder Jahresabkommens, erfolgt war. Diese Einrichtung ist nun vom Reichspostamt vor Kurzem dahin abgeändert worden, daß, falls die Bestellung auf eine Zeitung oder Zeitungsheft im Laufe einer Postzeitung geschieht, das Zeitungsbetrag dann von der Postanstalt, nach Verhältnis, nur für den Zeitraum erhoben werden soll, in welchem die betreffende Zeitung noch tatsächlich von der Post zu bestellen ist. — Ferner hat das Reichspostamt bestimmt, daß die seitens vieler Zeitungsbetriebe am Schluß des Jahres ihren Zeitungen beigefügten Wandkalender, welche bisher unterdessen als „unverantwortliche Zeitungsbefugnisse“ mit einem Posten von 3 Pf. pro Exemplar bezahlet werden mußten, von jetzt ab 2 Pf. zu entrichten sein sollen, wenn sie „nach ihrem Aussehen weniger eine Geschäftsartikels, als vielmehr nur eine Ausgabe an die Besitzer“ der betreffenden Zeitungen darstellen.

* Nach der Konsumstatistik für das zweite Vierteljahr 1898 waren 2172 Anträge auf Konsumsteuerung gestellt gegen 1050 im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Geöffnet wurden 1577 (1567) Konsumsteuerung im Rahmen der 162 (160) Anträge abgelehrt. Die insgesamt 1839 (1727) neuen Konsumsteuerungen betrafen in 1032 Fällen physische Personen, in 126 Fällen, in 70 Handelsgehilfen, in 3 Genossenschafts- und in 8 andere Gemeindeglieder.

Die Zoll- und Steuererträge sind im Jahre 1897/98 gegenüber dem Vorjahre etwas zurückgegangen. Abwärtig geworden sind insbesondere die Einnahmen aus den Zöllen im Vergleich mit der freizeithilflichen Vertheilung hat sich dagegen von 529 auf 595 gesteigert.

Parlamentarisches.

Eine Berliner Korrespondenz will wissen, daß die Wahlen zum preussischen Landtage erst Ende Oktober oder Anfang November stattfinden. Wie haben schon von einiger Zeit aus bestimmter Quelle mitgetheilt, daß die Wahl Mitte November vorgenommen werden wird.

Nach dem Kriege.

Wie nicht anders zu erwarten war, sucht man jetzt in Madrid die Verantwortung für die unheilvollen Ereignisse der letzten Monate auf fremde Schultern abzuladen. Die Regierung hat bekanntlich sich nicht getraut, zu erklären, sie habe von einem Befehl an Admiral Cervera, mit seinem Geschwader Santiago de Cuba zu verlassen, nichts gewußt. Der Befehl sei vielmehr vom General-Comandante von Cuba gegeben worden. Wie haben schon in Madrid mehrfach über diesen Gegenstand geschrieben, ist von jeder für den Widerstand bis zur letzten Patrone eingetreten, er kann unmöglich den widerfährigen Befehl an Admiral Cervera gegeben haben, denn dessen Folge, selbst wenn Cerveras Flotte einschlägig wäre, war unermeldlich der Fall Santiago. Gegen die Uebergabe Santiago hat sich Blanco stets getraut, während in Madrid offen ausgeprochen wurde, daß diese Stellung geopfert werden müsse, damit der Selbstgefalligkeit der Amerikaner genügt würde und diese dadurch zur Eintheilung der Freischiffahrt genügt gemacht würden. Admiral Cervera hat seinen thörichten Ausfallsversuch auch ausdrücklich mit wiederholten Befehlen aus Madrid, nicht aus Panama, mittheilt.

62



[Nachdruck verboten.]

Lenzthing am Rennſtieg.

Von August Trinius.

Wer den Thüringer Wald kennt oder doch von ihm gehört und geleſen hat, der hat auch wohl ſchon von dem Rennſtieg deſſelben vernommen, jenem uralten, noch heute zum Theil ſpeeresbreiten Grenzweg, der ſich an fünfzig Stunden lang durch einfamſte Waldwildniß über den Kamm des genannten Gebirges zwiſchen Werra und Saale zieht, umflungen von Sagen, umſchwebt von Mären aus fernen Tagen deutſcher Vergangenheit. Kein Gebirge der Welt hat einen ähnlichen, ſtets die Höhe innehaltenden Bergzinnenpfad aufzuweiſen.

Wann er entſtanden? Wer will es wiſſen? Frühere Gelehrte haben darüber ihre Allongeperücken geſchüttelt, unſere neueren Wiſſenſchaftler aber rauſen darob manch erbitterte Fehde aus mit viel Tinte und geharniſchten Worten. Es iſt hier und da zu leſen, daß der Rennſtieg einſt von Karl dem Großen angelegt worden ſei, vermuthlich, um hier droben eine Ueberſchreitung des Gebirges durch die nach Weſten vorwärtsdrängenden Slaven zurückzuweiſen. Eine andere Ueberlieferung erzählt, daß jeder thüringer Landgraf vor Antritt ſeiner Regierung den Rennſtieg mit glänzendem Gefolge hätte abreiten müſſen. Hier hat aber wohl mehr das poetiſche Bedürfniß des Volkes mitgewirkt. Aber es beweist, wie ſtark der waldumftrüppte Höhenpfad immer wieder das Volksgemüth und die Gelehrten beſchäftigte.

Uralt iſt er zweifellos. Seine Entſtehung reicht jedenfalls in jene graue Zeit zurück, als noch das Volk der Hermunduren den Thüringer Wald beſiedelt hielt. In jenen fernen Tagen, wo noch keine Kunſtſtraßen ihn überſchritten, noch kein Pfiff der Lokomotive die verträumten Waldgründe auffordern machte, da hielt man oben hinter Verhauen ſcharfe Grenzwaſche, und in Stunden hinter Gefahr ſtürmten Boten ihn entlang, Meldung zu machen, ſtreitbare Mannen zuzuziehen. Auf dieſem wipfelüberwölbten Wege ſchlich man aber auch ſpäter, als bereits der unerſchrockene Winfried und ſeine Genossen das Kreuz des Chriſtengottes aufgepflanzt hatten, heimlich zu den verſteckten Kulturräthen, dort den alten, unvergeſſenen Göttern heilige Opfergaben darzubringen. An jene graue Heidenzeit erinnert noch der hart am Rennſtiege aufragende Donnersheugl (894 Meter hoch), d. h. Hügel des Donnerers. Hier im Schatten geweihter Bäume erhob ſich die Opferſtätte des Donar, der das Eigenthum auch beſtimmte. Mit ſeinem Hammer weihte man einſt die Grenzſteine, denn nach altem deutſchen Rechte beſtimmte der Wurf des Hammers die Grenze des Beſizes. Nachklänge davon haben ſich ja bis heute — Vielen unbewußt — erhalten. Drei Hammerschläge weißen den Grundſtein ein, der letzte der drei Hammerschläge entſcheidet bei öffentlichen Verſteigerungen. Das Hammerzeichen des Donar aber war ein Kreuz. Und hieran knüpft eine bedeutſame Sitte, wie ſie ehedem am Rennſtiege beſtand, nachdem derſelbe Grenzſcheide zwiſchen Thüringern, Franken und Ratten

geworden war. Der älteſte Chroniſt des Rennſtieges erzählt, daß in alten Zeiten, als der Bergpfad noch nicht abgeſteint war, ſondern die Grenzmarken an „Malbäumen“ angebracht worden ſeien, jeder dieſer Malbäume drei Schläge (Hiebe) und ein Kreuz gezeigt habe.

Jahrhunderte lang bediente man ſich dieſer Malbäume zum Zwecke der Grenzbeſtimmungen. Erſt ſpäter, als allerlei politiſche Wechſel auch eine Verſchiebung der bisherigen Landesgrenze zur Folge hatten, begann man den Rennſtieg in ſeiner ganzen Länge mit Grenzſteinen zu beſetzen, welche zum Theil ſehr kunſtſtändige Steinmearbeit in den heraldiſchen Wappen und ſonſtigen Zeichen aufweiſen. Die älteſten, noch heute zu ſehenden ehrwürdigen Grenzwächter ſtammen aus den Jahren 1515, 1523 und 1528.

Seit vielen Jahrhunderten iſt der Rennſtieg des Thüringer Waldes ein Grenzweg geweſen. Rennſtieg oder auch Rennweg, wie er ſtellenweiſe genannt wird, bedeutet einfach Rainweg, Grenzrain. Das ſollte man doch als einfachſte Löſung des Wortes feſthalten. Eine Fülle anderer, kleinerer Rennſtiege und Rennwege im deutſchen Vaterlande, die einſtinals auch nur Grenzlinien entſprachen, deuten ja genugſam darauf hin. Den Namen aber mit der Roſſezucht in Verbindung zu bringen, die einſtinals auf den Höhen des Thüringer Waldes blühte, iſt mehr geiſtreich als ſichhaltig. Denn ehe Roſſe über die Bergzinnenſtraße ſtampften, gab es bereits einen Rennſtieg auf dem deutſcheſten aller Gebirge.

Er war aber nicht nur eine Völkerscheide zwiſchen Hermunduren (Thüringern), Ratten (Heſſen), ſowie Oſtfranken (Grabfeldgau und Werrathal im Meiningerſchen), um ſich ſpäterhin in eine politiſche Grenze zwiſchen einer Fülle deutſcher Staaten zu wandeln (Sachſen-Weimar, Koburg-Gotha, Meiningen, Preußen, Schwarzburg, Reuß, Bayern), er beſtand auch jahrhundertlang als Kirchen-, Münz- und Rechtſcheide und iſt noch heute, neben ſeiner politiſchen Bedeutung, eine Sprach- und Jagdgrenze, ebenſo eine ſcharf ausgeprägte Wetter- und Waſſerſcheide.

Wenn im Werrathale bereits die Haſelkätzchen läuten und die Anemonen die Augen aufſchlagen, herrſcht auf der nordöſtlichen Seite des Thüringer Waldes gar oft noch Schnee und Eis. Der „Wald“, wie das Gebirge kurzweg genannt wird, iſt für die Bewohner hüben und drüben noch ein Grenzwall, trotz Straßen und Eisenbahnen. Noch immer heißt es „drinnen in Thüringen“ und „draußen in Franken“.

Wie ein unendlich wogendes grünes Meer erſcheint der Thüringer Wald dem bewundernden Auge. Seine Eigenart und ſeine Schönheit ſind die unzähligen eingewirkten, ſaftiggrünen Bergmatten, ſeine ſchmalen, waſſerdurchplätſcherten „Gründe“, von deren Hängen das Geläut der Ruhglocken melodiſch niedertönt. Von dem ſcharf abgedachten Kamm rinnen die Bäche hinab zur Elbe, Weſer und Rhein, ja, hätte man den alten, eigentlichen Namen Weſer (die Römer nannten den am Thüringer Walde entſpringenden Fluß ebenfalls bereits vesura) beibehalten und ihn nicht in Werra umgewandelt

welche als Hauptfluß erst in Verbindung mit der Fulda jetzt Weser genannt wird: — der Thüringer Wald hätte die Ehre, einen der vier Hauptströme Deutschlands dem Meere zuzuführen.

Seine Lage im Mittelpunkte Deutschlands, seine echte deutsche Anmuth, Lieberlust und Innigkeit haben von altersher Thüringer als das „Herz Deutschlands“ feiern lassen. Darauf darf der Thüringer mit Recht stolz sein. Wer aber den Thüringer Wald in seiner verträumten Schönheit, seiner Kraftfülle und weltfernen Einsamkeit so recht kennen lernen will, der ziehe die Bergzinnenstraße zwischen Werra und Saale einmal entlang, den geheimnißvollen Rennstieg. Er wird heute nicht mehr mit so vielen Mühen zu kämpfen haben, als wir auf unserer Entdeckungsfahrt 1889, da ich den Rennstieg zum ersten Male in seiner ganzen Länge mit einem Wanderfreunde beschritt. Zum Theil verstrüppt, verwachsen, wieder aufgeforschet, die ehrwürdigen steinernen Grenzwächter umgefallen, halb in Moos, Moor und Erdreich versunken, so bot er sich uns dar. Selbst im Erinnern und Gedächtniß der Waldbewohner war er bereits vergessen, und es kostete in einzelnen Waldnestern thatächlich erst die Mitwirkung der allerältesten Leute, die Richtung des verlorengegangenen Grenzpfades wieder festzustellen.

Aber es blieb doch dieses sechsstägige Pfadfindertum ein waldfrißes Wandern voller Sonnen und Sonnenlichter.*) Man hat, selbst im tiefsten Waldesweiden, das eigenartige Empfinden, hoch über der hastenden Welt dahinzuziehen. Bergluft und Freiheitshauch umwittert uns da droben. Man hört die Bächlein gluckend sich in den waldbumdämmerten Tiefen verlieren, Wolken ziehen darüber hin, Wipfel rauschen, und Waldvögel lärmen, bis der goldene Feuerball hinter den fernen Basaltkuppen der Hoßen Rhön zitternd niedertaucht. Es ist ein Wandern nicht ganz ohne Entbehrungen, denn der gasflichen Stätten sind streckenweise nicht allzu viele — so an einem Wandertage von über zwölf Stunden nur eine einzige! —, wer aber mit seinem Herzen nicht mehr vom deutschen Wandern loskommt, der weiß, was eine Fahrt über den Rennstieg des Thüringer Waldes bedeutet: tief unter sich der Städte Qualm und Unrast, hoch über Welt und Sorgen dahinzuziehen, der geheimnißvollen Sprache des Waldes zu lauschen und dann wieder die Blicke in sonnbeglänzt Land schweifen zu lassen, hier nach Thüringen, dort nach Hessen und Franken.

Und wer mit poetischem Sinnen sich in die älteste deutsche Vorzeit zurückversetzen kann, wer geschichtlich zu empfinden vermag, dem winkt hier droben doppelter Genuß. Der denkt an die Tage der Hermunduren und das Wirken des Bonifacius, der nach Thüringen zwar erst Kultur brachte, uns aber auch an Rom band; der belebt die vergraste Wildbahn mit den kraftvollen Gestalten thüringer Landgrafen, des edlen Geschlechtes der Henneberger; der weiß die einsamen Waldstellen, wo Luther verschiedene Mal den Rennstieg kreuzte, wo man ihn aufhob und zur schützenden Wartburg geleitete; dem hallt aus manchem Namen droben am Grenzrain Kampfgestümmel des 30jährigen Krieges entgegen, Mord und geheime Schuld, Spuk und Zaubertug, buntes Sagenpiel und sonniges Märchentum.

Schon die Minnesänger kannten den speeresbreiten Rennstieg des Thüringer Waldes, darum auch läßt Viktor v. Scheffel in seiner „Frau Aventiure“ Witerwolf so herrlich den Rennstieg besingen:

„Rein steinern Pfaster, drauf die Römer zogen,
Wie es mein Aug' im heil'gen Land erschaut,
Mit Meilenziegeln, Wasserleitungsbogen,

*) V. Trinius. „Der Rennstieg“. (J. C. C. Bruns, Minden in Weisfalen.)

Mit Grabdenkmälern, Brücken reich umbaut —
Ein deutscher Bergpfad ist's! Die Städte flieht er
Und leucht zum Kamm des Waldgebirgs hinauf,
Durch Laubgehölz und Tannendunkel zieht er
Und birgt im Dickicht seinen scheuen Lauf.
Das Eichhorn kann von Ast zu Ast sich schwingen
So weit er reicht, und nicht zum Boden springen.

Der Rennstieg ist's: die alte Landescheide,
Die von der Werra bis zur Saale rennt
Und Recht und Sitte, Wildbann und Gejatte
Der Thüringer von dem der Franken trennt.
Du sprichst mit Fug, steigt Du auf jenem Raine:
Sie rechts, hie links! Die Deutschlands Süd, dort Nord ..
Wenn hier der Schnee schmilzt, strömt sein Guß zum Maine,
Was dort zu Thal braust, rinnt zur Elbe fort;
Doch auch das Leben weiß den Pfad zu finden,
Was Menschen trennt, das muß sie auch verbinden.“ —

Seit jener Entdeckungsfahrt und dem Erscheinen meines Wanderbuches ist auch der Rennstieg wieder in Aufnahme gekommen. Mühen und Entbehrungen, die mit ihm verbunden sind, schüzen vorläufig jedoch diese ganz prächtige Bergzinnenstraße, daß sie nicht auch schon „Mode“ geworden ist. Aber wohlthätige Vereine haben sie bereits mit Marksteinen versehen; man hat die Grenzsteine festgesetzt und ihre Entfernungen abgemessen; ein Rennstiegsverein verleiht sogar jedem „Renner“, der einmal den Rennstieg durchmessen, eine blizende Medaille, die Heldenbrust zu schmücken, denn ohne solche Firtlesangereien thut es eben unsere Neuzeit nicht mehr. Als wir damals an einem heißen Sommerabend die Saale erreichten, während hinter uns die Sonne über bayerischem Gelände niederlief, als nun zurückgelegt war, was wir jahrelang schon erstrebt und ersehnt hatten: da schlich uns heimlich leise Wehmuth ins Herz, daß nun hinter uns lag, was uns bisher immer nur als Wunsch vorgeschwebt hatte. Wir standen auf dem Holzsteig, wo die Selbig in die Saale fließt, drückten uns stumm die Hände, schwenkten die Hüte dann und ließen einen dreimaligen Jodler erschallen.

Einer der interessantesten und belebtesten Uebergänge, welche den Rennstieg überschreiten, ist der, welcher dicht unter der Kruppe des Heuberges die Paßhöhe schneidet. Die alte von Gotha über Friedrichroda führende Post- und Handelsstraße kommt hier hinauf, um sich jenseits des Gebirgsgrats hinab nach Kleinschmalkalben und weiterhin noch der ehrwürdigen Reformatorenstadt Schmalkalben zu wenden. Droben am Rennstieg und an der Straße steht ein Wirthshaus, an dem das bunte Leben tagsüber vorüberfluthet: hochbepackte Fuhrmannswagen mit klingendem Pferdegekläut und blaustiftigen Koffelkernern, Befehlsholzsammler, Jäger, Steinbrecher, Kurgäste aus den nachbarlichen Badeorten, Holzfuhrwerke, Wandersleute, Krämer und fahrendes Volk und täglich ein paar Mal mit etwas wehleidigem Hornsignal die gelbe Postkutsche. Wenn wir Thüringer mit befreundeten Hessen uns in den Ferien ein Stellbischen geben wollen, im Schneegestöber oder lachenden Sonnenschein, so finden wir uns droben am Heuberge zusammen, am liebsten freilich, wenn der Strom sommerlicher Stadtschwalben sich noch nicht über unser anmuthiges Waldgebirge ergoß.

Der Heuberg ist uns aus mancherlei Gründen ein liebgewordener Sammelpunkt geworden. Man findet hier einen warmen Kachelofen, auch sind Trank und Nahrung gut. Ferner bietet der Aufstieg von beiden Seiten eine Fülle landschaftlicher Genüsse. Wer von Kleinschmalkalben emporsteigt, den umrauscht bis herauf prächtigster Hochwald, der die Berge ringsum bedeckt. Er blickt über sonnige Wiesenflecken hinein in lauschig-verschwiegene Seitenthäler und überall umtönt ihn der Gesang lustig von allen Seiten zusammenquirlender Bergwasser.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Der Weltkampf des Germanenthums mit dem Romanismus.

Eine historisch-politische Betrachtung zum spanisch-amerikanischen Friedensschluß.

Von Dr. Paul Holzhausen (Bonn).

I.

Der Präliminarfriede zwischen Spanien und Nordamerika ist ein Abschluß in einem Jahrhunderte-Drama, dem die Gesamtoberfläche unseres Planeten als Schauplatz dient. Es ist dem geschichtskundigen Leser bekannt, daß der weltgeschichtliche Kampf zwischen der germanischen und der lateinischen Rasse, die im vierten und fünften nachchristlichen Jahrhundert die stolzen Tempel des Forum Romanum ihrer Goldbekleidung beraubte, sich in veränderter Gestalt durch das ganze Mittelalter hindurchgezogen hat. Seit die Riesengeschlechter der Sachsen, der Salier, der Hohenstaufen nach langen, ruhmreichen, aber fruchtlosen Kämpfen um den klassischen Boden Italiens schlugen gegangen waren, da senkte sich der politische Schwerpunkt Europas nach Westen, wo sich auf einer Seinsinsel — auch auf altklassischem Boden, den der Name Latetia Parisiorum andeutet — bereinst ein neues Rom erheben sollte — die glänzende Weltstadt Paris. Nach den furchtbaren Kämpfen mit den germanischen Engländern, nachdem der struppellose, aber hochpolitische Ludwig XI. dem Vasallenthum im Innern des französischen Reiches ein Ende gemacht, und nachdem auch unter Strömen Blutes und unter schwerer Schädigung des nationalen Wohlstandes die Reformationskriege der Hugenottenzeit ausgekämpft waren, stand das schon modern zentralisirte Frankreich des „Sonnenkönigs“ Ludwigs XIV. da. Die französische Diplomatie lenkte nach dem Tode Gustav Adolfs und des Friedländers die Schlachten des dreißigjährigen Krieges, diktierte in dem gotthischen Rathhaussaale zu Münster den westfälischen Frieden und legte durch diesen Traktat den Schlüsselstein zu einer deutschen Reichsverfassung, die die Ohnmacht dieses einst weltbeherrschenden, politischen Körpers für alle Zeiten zu sanktioniren schien. Mit dem militärischen und diplomatischen Uebergewichte der romanischen Franzosen ging das kulturelle Hand in Hand. Die Altentwürfe des siebzehnten Jahrhunderts, soweit sie nicht rein französisch geschrieben sind, wimmeln von lateinischen und spanischen Fremdwörtern. Ein Blick in die Korrespondenzen Wallensteins spricht in dieser Hinsicht Bände. Unser Theater bis auf die Tage des Urgermanen Lessing war französisch; das englische, auf dessen Brettern der göttliche William Shakespeare vergessen worden, französisch; unsere Schlösser, in denen die gotthische Halle verschwunden, zeigen die leichtbeweglichen Muschellinien des Rokoko.

Doch warum bei bekannten Dingen weilen? Auch auf den schaukelnden Wogen des Ozeans hatte sich der alte Heldennuth der lateinischen Rasse Lorbeeren errungen, denen ein ewiges Wachsthum beschieden zu sein schien. Das kleine, fechtichtige Volk der Portugiesen war das erste gewesen, dessen nautischer Blick durch die nahe Küste Afrikas, die Azoren und das fruchtspendende Madeira angeregt und geschärft wurde. Und als nun der kühne Genuese Christoph Columbus mit spanischen Schiffen Westindien entdeckte — das Westindien, von dessen letzten Thurmspitzen heuer die stolze Fahne Kastiliens verschwindet, als im Mai 1498, vor jetzt 400 Jahren, der große Vasco de Gama an Ostindiens gewürzreichen Küsten in den Häfen von Calicut einfuhr, als Cabral die Gestade Brasiliens, Magalhães die südliche Durchfahrt an der Südspitze Patagoniens entdeckte, Cortez die Kultur des uralten Aztekenreiches zerstörte und Pizarro die Tempel Perus ihrer Goldschätze beraubte, da gab es neben dem portugiesischen Kolonialreiche bald ein spanisches Weltreich, in dem nach dem stolzen Worte der Hidalgo die Sonne nicht mehr unterging.

Aber gerade auf diesem Gebiete weitreichender Unternehmungen und überwältigender Triumphe trat die Schwäche des romanischen Geistes in überraschender Weise zu Tage. Kaum dreißig Jahre nach seinem ersten Siegeszuge mußte der alternde Vasco — er persönlich eine edle Gestalt, ein Bismarck der Navit — wieder nach Calicut, weil die Gewissenlosigkeit der Gouverneure die neu erschlossenen Handelsgebiete völlig zu zerrütten drohte. Die tiefsten Schäden der romanischen Staatswirtschaft brachen in offenen, nie wieder völlig verheilenden Wunden hervor: das von den Römern ererbte Zentralisations-

system der Verwaltung, die unruhige, zu einem wüsten Raubbau führende Raubbegier, die Beistlichkeit der Beamten, die Habgucht des Klerus und das Güterwesen der „toten Hand“, zu alledem eine südländische, unter den physiologischen Einwirkungen der Tropen noch gesteigerte Grausamkeit, die unter rothen, gelben und schwarzen Menschen dem kulturtragenden Europäer den schrecklichen Namen der „weißen Teufel“ eingetragen hat.

Inzwischen hatten auch die anderen europäischen Nationen, die Holländer, Franzosen und Engländer ihre begehrliehen Blicke auf die reichen Gestade überseeischen Landes geworfen. Auch sie haben riesige Eroberungen gemacht, bei denen sie vielfach als die Erben der rasch dahinsiechenden Spanier und Portugiesen aufgetreten sind. Die Franzosen zeigen in ihrer Kolonialpolitik, wenn auch in abgeschwächerter Weise, die Fehler der übrigen Romanen. Auch ihnen fehlt das kolonialistische Geschick, wie denn auch in der Neuzeit die Vorgänge in Algier, das noch immer mehr kostet, als es dem Mutterlande einbringt, und die jüngsten Vorfälle in Cochinchina ein bedenkliches Licht auf ihre überseeische Verwaltung geworfen haben. Die germanischen Holländer und Engländer haben — das darf nicht verschwiegen werden — gleichfalls ihre schweren Sünden auf dem Kerbholze. Auch bei ihnen haben Habgucht und „Tropenfoller“ fluchwürdige Erscheinungen zu Tage gefördert. Im Jahre 1673 schrieb der englische Dichter John Dryden ein bluttriefendes Drama voll der widerwärtigsten Folterzenen: „Amboyna oder die Grausamkeiten der Holländer gegen die englischen Kaufleute“, das auf die holländische Verwaltung der hinterindischen Gewürzinseln ein abscheuliches Licht wirft. Und wer Macaulays berühmten Essay über Warren Hastings gelesen oder für die modernen Verhältnisse Ostindiens einiges Interesse besitzt, der weiß, daß auch unsere angelsächsischen Vettern den von ihnen „kolonisirten“ Ländern oft alles Andere als Segenspender gewesen sind.

Muß man vielleicht sogar zugeben, daß die ostindischen Hindus von den Engländern nicht viel besser behandelt wurden, als von den Spaniern ihre westindischen Antipoden, von denen sich ganze Stämme durch Tödtung ihrer Kinder den Tod der Verzweiflung gegeben haben, so steht doch andererseits fest, daß alle germanischen Kolonisten als solche den romanischen in der Gesichtslichkeit und dem ausharrenden Fleiße der Bodenbewirtschaftung weit überlegen waren. Zum Theil hängt dies mit ihrer größeren Akklimatationsfähigkeit, der Fähigkeit ihrer gesunden Volkskraft, zum Theil aber auch mit der größeren Fruchtbarkeit der germanischen Rasse und ihrer dadurch bedingten erheblich stärkeren Expansionsfähigkeit zusammen. Zahlen beweisen. Von weit, weit über 100 Millionen wird heute das englische Idiom gesprochen, Französisch nur von 45 Millionen, und ebenso weit steht das Spanische hinter dem Englischen zurück. Das größere Geschick der holländischen und englischen Kolonisten hat es auch zu Wege gebracht, daß sich auf dem Boden ihrer Thätigkeit lebenskräftige Staatsgebilde erhoben haben, die auch nach ihrer Kostrennung von den Mutterländern sich zu selbstständiger, oft recht hoher Blüthe erhoben haben. Die wackeren Republiken der holländischen Voers in Südafrika zeugen davon, es zeugt davon die stolze Union, deren Panzer heuer die letzten Trümmer der spanischen Armada zusammengeschoßen, deren Fabrikstädte in Chicago so dicht stehen, wie einst die rauchenden Baumtröden des indianischen Urwaldes, und deren Pacificbahnen auf schwindelnder Höhe den Mississippi überbrücken und mit ihren schnell steigenden Aktien auch die Börsemänner der alten Welt seit Monaten in Altkem halten. Ein Blick auf den Zustand, in dem die Spanier Kuba zurücklassen, auf die schenkslichen Verhältnisse der Philippinen, auf die unter ewigen Revolutionen und Militärputzchen katalinischer Generale aufsteigenden Republiken des spanischen Südamerika zeigt das traurige Gegenbild zu diesen trotz all ihrer Gebrechen glänzenden Staaten-schöpfungen.

Noch ein anderes Moment muß erwähnt werden, das besonders die Blüthe der englischen Kolonien außerordentlich gesteigert hat: das moderne self-government, das zwar diese Staaten in einem nur losen Verbande mit dem Mutterlande erhält, dafür aber dem Unternehmungsgeist und der politischen Freiheit einen großen Spielraum gestattet. Was hier an politischer Selbstständigkeit den Kolonisten von dem Mutterlande eingeräumt wird, kommt diesem auf finanziellen Boden durch den wirtschaftlichen Aufschwung dieser auch für die Heimath unendlich werthvollen Handelsgebiete doppelt zu gute.

Nach dem Gesagten darf es nicht Wunder nehmen, daß heutzutage der Sieg des Germanismus über das Romanenthum auf dem Gebiete der Herrschaft des Meeres und des gesammten überseeischen Handels so gut wie entschieden ist. Auch der verhältnismäßige Aufschwung, den die französische Kolonialpolitik nach dem letzten Kriege genommen hat, wird hieran schwerlich etwas ändern können. Tongking hat ungeheure Opfer an Geld und Menschen gekostet, ohne dem Mutterlande irgendwie entsprechende Werthe in absehbarer Zeit gewähren zu können. In Afrika sind die Franzosen bis an den Madsee gedrungen und erwägen, fest und unternehmungsfreudig wie sie sind, dazu treffliche Ingenieure, das gewaltige Projekt ihrer transafrikanischen Bahn. Dafür haben sie sich durch eine unglückliche Politik den Schlüssel zum Orient, Aegypten, entgehen lassen, dessen Wichtigkeit für Frankreich schon ein Geiß wie Leibniz, und später das Direktorium erkannt hat und nach dem vor genau 100 Jahren Bonaparte seinen legendarischen Feldzug unternahm. Tunis war eine gute Beute, hat aber Frankreich mit Italien entweit und den Ring des Dreieckes wesentlich schmieden helfen. Bei alledem treten die alten Fehler der französischen Kolonialpolitik auch hier wieder zu Tage; und zudem droht die Gefahr, daß bei dem nun schon seit einem Menschenalter am politischen Himmel drohenden Kriege die gesammten französischen Kolonien auf die eine oder andere Weise verloren gehen — sei es an England, sei es an Deutschland.

Allerlei.

Beispiele vom Ertragen großer Hitze. Die gegenwärtige Hitze in Deutschland erinnert an die heiße Temperatur in den Tropen. Am Senegal z. B. steht das Thermometer gewöhnlich zur Sommerzeit fortwährend auf 108—117 Grad Fahrenheit (= 33—37 Grad Réaumur) und unter dem Äquator steigt es zuweilen in der Sonne bis 192 Grad. Im Innern Guineas ist es noch heißer, weil dort die brennenden Winde hinfstreichen. Selbst der Sizilianer hält während des Sirocwindes eine Hitze von 112 Grad Fahrenheit aus. Der Mensch erträgt aber nicht allein die natürliche, sondern auch die künstliche Hitze mit bewundernswerther Ausdauer. Dies zeigt uns das Beispiel von vier Engländern. Sie hießen Pank, Solander, Phipps und Blagden. Diese vier Menschen nahmen sich ausdrücklich vor, zu versuchen, wie hoch der Mensch es in Ertragung der Hitze treiben könne. Sie ließen ein kleines Zimmer so stark als möglich heizen. Zuerst stieg das Thermometer auf 130, dann auf 198 und endlich auf 211 Grad Fahrenheit, also nur einen einzigen Grad niedriger, als das kochende Wasser. Denn 212 Grad ist nach Fahrenheit (wie 80 Grad nach Réaumur und 100 Grad nach Celsius) der Siedepunkt. Man hatte mehrere Thermometer im Zimmer, aber alle, bis auf ein einziges, zertrümmten. Trotzdem hielten jene Vier es aus, und zwar zehn Minuten lang; freilich, ihre Gesichter und Füße litten außerordentlich. Sowie Jemand das Thermometer anhauchte, fiel das Quecksilber sogleich tiefer herab, ein Beweis, daß ihr Athem weit kälter war, als die sie umgebende Atmosphäre. Wenn sie das Gesicht mit den Händen berührten, so schien ihnen dies wie eine Abkühlung im Vergleich mit der sie umgebenden heißen Luft. Die mit Kleidungsstücken bedeckten Theile des Körpers wurden von der glühenden Atmosphäre nicht angegriffen; die Kleider selbst aber schienen heiß zu sein, wenn sie dieselben mit der bloßen Hand berührten, und an der Uhrkette verbrannte man sich die Finger. So schrecklich die Hitze war, welcher sich diese Engländer aussetzten, so trieb es doch einer von ihnen, nämlich Blagden, mit seinen Versuchen noch höher. Einst heizte er sein Zimmer bis zum 224. Grad. Sein Puls stieg nach 10 Minuten von 80 Schlägen bis zu 145 in einer Minute. Erweicht oerann und Nachts schlief. Dennoch ruhte er nicht; er trieb die Hitze bis auf 260 Grad, so daß Blagden's künstliche Hitze die des kochenden Wassers um 48 Grad überstieg. Nachdem er 8 Minuten darin es ausgehalten hatte, spürte er eine Unbequemlichkeit im Athmen. Der unbeladete Körper litt sehr dabei. Wurde diese heiße Luft mit einem Blaubalge in Bewegung gesetzt, so war sie unerträglich. Wasser, mit Del übergoßen, kochte; Eier wurden in 10 Minuten hart, und in 13 Minuten war ein Stück Rindfleisch, gegen welches man mit einem Blaubalge blies, gar gekocht. Blagden war aber auch sehr abgemattet. Daß sich über diesen Versuch hinaus die Sache noch weiter treiben ließe, sollte man kaum glauben. Und doch waren 260 Grad noch nicht der höchste Grad der Hitze, den Menschen ausgehalten haben. Zwei französische Naturforscher, Duamel und Lillet, fanden zu Rochefoucault, bei Untersuchung einer Getreidekrankheit, einige Mädchen, welche es in einem Backofen, worin Obst und Fleisch kochte, über zehn Minuten ganz bequem ausbielten. Die beiden Physiker untersuchten diese Hitze mit großer Genauigkeit und bedienten sich dazu eines Réaumur'schen Thermometers. Nach diesem Thermometer war die Hitze, in der die Mädchen sich be-

fanden, völlig 112 Grad, oder nach Fahrenheit 275¹/₅ Grad, also 15 Grad über die Blagden'sche Hitze. Die Mädchen versicherten den beiden Gelehrten, daß sie sich solcher Hitze sehr oft aussetzen müßten und daß sie dieselbe, weil sie sie gewohnt wären, ohne die geringsten übeln Folgen ertragen. — In Paris stellte 1828 ein Spanier, 43 Jahre alt, folgende Versuche in Gegenwart einiger Hundert Zuschauer an: Er stieg in einen vier Stunden lang geheizten Ofen, war bekleidet mit einem wollenen Mantel und mit einem Strohhut, blieb daselbst bei einer Hitze von 40 bis 50 Grad Réaumur, und während neben ihm ein Hühnchen briet, sang er ein spanisches Lied. Als er heraustrat, ging sein Puls 134 Mal in der Minute, d. h. 62 Mal mehr als beim Einsteigen. Der Ofen wurde von Neuem geheizt. Der Spanier stieg zum zweiten Male hinein, als das Hühnchen und trant eine Flaße Wein auf die Gesundheit der Zuschauer. In dem oberen Theile des Ofens, in welchem er diesmal sieben Minuten blieb, betrug die Hitze 110 Grad Réaumur. Sein Puls schlug 176 Mal in der Minute. Bald darauf machte er einen dritten Versuch. Man hob ihn auf ein Brett, auf welchem Lichter lagen, in den Ofen und schloß hinter ihm zu. Nach fünf Minuten waren die Lichter geschmolzen, sein Puls ging 200 Mal; er kühlte sich in ein kaltes Bad und war nach drei Minuten wieder völlig munter.

Blüthenlese aus den „Lustigen Blättern“.

Auf Helgoland.

Fremder: Was ist das da drüben?
 Helgoländer: Eine Mole.
 Fremder: Was ist das?
 Helgoländer: Eine Mole, Herr.
 Fremder: So so. Und was ist das daneben?
 Helgoländer: Eine Boje.
 Fremder: Ja, was ist denn das?
 Helgoländer: Eine Boje, Herr.
 Fremder: So so. Nun seien Sie mal so gut und sagen Sie mir, worin sich eine Mole von einer Boje unterscheidet, vielleicht erfahre ich auf diese Weise, was das für Dinger sind.

Kalauer vom Kriegsschauplatz.

„Eins versteh' ich immer noch nicht: det die Amerikaner sich verpflichtet haben, 24 000 Spanier uff eigene Kosten von Santiago nach Hause zu schaffen. Wie kommen di: Sieger dazu, det Rückporto zu tragen?“

„Davor entschuldigen sie sich eben durch Porto-Rico.“

Unser jüngster Lehrling ruft:
 Wenn der Briefträger Briefe abgibt: Herr Maier, da ist der Postbote!
 Wenn der Briefträger Geld bringt: Herr Maier, der Herr Postmeister ist da!
 Wenn der Briefträger einen Postauftrag vorzeigt: Herr Maier, da is so'n Kerl von der Post!

Ein guter Mensch.

Käuferin: Ich werde nicht mehr bei Ihnen kaufen, Ihre Fünfs Groschenbrode haben nie das volle Gewicht!
 Bäckermeister: Das thue ich nur aus Rücksicht auf meine Kunden: die Aerzte verordnen stets „leichtes“ Brod.

Von der Radelpartie.

Der kleine Richard: Mama, bist Du fertig zum Radfahren?
 Mama: Jawohl.
 Richard: Mama, bist Du auch fest angezogen?
 Mama: Was geht denn Dir mein Anzug an?
 Richard: Ja, in meinem kleinen Handbuch für Radfahrer steht ausdrücklich: „Vor Antritt jeder Fahrt ist nachzusehen, ob alle Mutttern fest angezogen sind.“

Ihr Blumenhut.

Schulterjunge: Hee, Fräuleinchen, der neie Garten un det olle Grundstück — det past nich zusammen!

Auf der Polizeiwache.

Herr (anscheinend sehr animirt, mit schwerer Zunge): Herr Kommissar—r—i—us, Sie mü—üssen mir helfen. Ich bin wieder bestohlen worden.
 Der Kommissar: Was, schon wieder? Sie kommen ja alle Augenblicke! Gewiß haben Sie Ihr ganzes Geld verknüpft und glauben jetzt, man hätt' es Ihnen gestohlen.
 Herr: Deut ist die Sache anders, Herr Kom—missa—r—ius. Ich hätt' — es ganz sicher finden — müssen, aber — es ist — nicht — da.
 Der Kommissar: Fassen Sie sich kurz; was können Sie nicht finden?
 Herr: Das Schlü—ü—üffeloch.

Das schwache Geschlecht.

Es ist mit der „Schwäche“ der Frauen, zuweilen ein eigenes Ding: Wie stark sind die Weisten im „Ringkampf“, im Kampf um den Ehrentempel.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.